

PETER  
HUTH

# Aufsteiger

Roman

DROEMER 

**Besuchen Sie uns im Internet:  
[www.droemer-knaur.de](http://www.droemer-knaur.de)**



Originalausgabe September 2025

© 2025 Droemer Verlag

Ein Imprint der Verlagsgruppe

Droemer Knaur GmbH & Co. KG

Maria-Luiko-Straße 54, 80636 München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –  
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Die Nutzung unserer Werke für Text- und Data-Mining  
im Sinne von § 44b UrhG behalten wir uns explizit vor.

Dieses Werk wurde vermittelt von der Agentur Marcel Hartges.

Redaktion: René Stein

Covergestaltung: © SO YEAH DESIGN, Gabi Braun

Coverabbildung: © David Pattyn / DEEPOL by plainpicture

Satz und Layout: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-44985-1

Kontaktadresse nach EU-Produktsicherheitsverordnung:  
[produktsicherheit@droemer-knaur.de](mailto:produktsicherheit@droemer-knaur.de)

*Für Pauline*



# Prolog

Jens Hogert hatte sich am Anfang seiner Karriere abgewöhnt, in einer Leiche etwas anderes zu sehen als einen toten Körper, der mit dem Menschen nichts zu tun hatte, der er, noch wenige Stunden bevor er auf seinem Tisch landet, gewesen war. Aber manchmal gelingt es ihm nicht. Bei Kindern fast nie und auch nicht bei der Leiche, auf die der Arzt nun blickt, nachdem er das Tuch zurückgezogen hat. Er spricht die üblichen Formalien in sein Diktiergerät. Das Geschlecht, die Größe der Person, Haar- und Hautfarbe, das geht ganz automatisch, Hogert ist seit über drei Jahrzehnten Gerichtsmediziner. Aber er kann nicht aufhören, die Operationsnarben auf der Leiche anzustarren, Zeugnisse eines außergewöhnlichen Puschwerks. Es ist erst der dritte oder vierte Körper dieser Art, den er untersucht, aber so etwas hat er noch nie gesehen, auch nicht in den Fachbüchern, die er in den anderen Fällen studiert hatte.

Die schwere Tür öffnet sich, der Kommissar betritt den Raum. Hogert kann sich nicht erinnern, ihn schon einmal gesehen zu haben. Wohl ein neuer Mann.

»Fallner, Peter Fallner«, stellt er sich mit einem kurzen Nicken vor.

»Jens Hogert. Guten Tag. Machen Sie doch bitte die Tür zu, Herr Fallner. Wegen der Temperatur.«

»Natürlich.«

Der Polizist tritt an den Tisch, betrachtet den Körper. Dann stemmt er seine Hände in die Hüften und schüttelt mit dem Kopf. »Fürchterlich.«

Hogert weiß nicht genau, was er genau damit meint, die Leiche an sich oder die Narben. Er antwortet: »Ja. Das ist es immer. Aber man gewöhnt sich an so etwas. Sie sind neu?«

Erst jetzt, wo er im gleißenden Licht der OP-Lampe über dem Tisch steht, bemerkt der Arzt, dass der Polizist älter ist, als er auf den ersten Blick angenommen hatte.

»Hier, in Berlin? Ja. Ein paar Jahre habe ich schon hinter mir.«

Hogert versucht, den Dialekt zu erraten, das macht er immer. »Köln? Rheinland?«

Wieder lacht der Polizist. »Fast. Trier.« Und als ob er sich entschuldigen wollte: »Aber meine Mutter kommt aus Bonn. Vielleicht deshalb.«

Hogert nickt. Wieder sieht er auf den Leichnam. Ob der Kommissar bemerkt hat, was für ein Pfuscher da am Werk war? Muss man dafür Arzt sein, oder fällt so etwas auch einem Laien auf? Wahrscheinlich schon. Es ist zu offensichtlich.

»Das ist ein ganz schönes, nun, Massaker, das da angerichtet worden ist«, sagt der Kommissar.

Hogert ist fast ein bisschen erleichtert. »Ja. Der Kollege, der dafür verantwortlich ist, gehört hinter Gitter. Aber das wird natürlich nicht geschehen. So was ist nicht mehr aufzuklären. Nicht nach all den Jahren.«

»Wie lange ist das wohl her?«

»Schwer zu sagen. Vielleicht zehn Jahre, vielleicht fünfzehn. Ich könnte das genauer untersuchen?« Eine Feststellung und eine Frage zugleich.

Fallner überlegt einen Moment. »Hat das etwas mit dem Tod zu tun? Also können Sie das ausschließen?«

Hogert zieht das Laken von den Füßen der Leiche zurück bis über den Hals. Es gibt keinen Anlass, noch weiter auf diese Tragödie zu blicken.

»Nein, auf keinen Fall direkt. Diese Verletzungen, also sie

werden sicherlich schmerzhaft gewesen sein, von der Operation bis heute. Und sie haben zu, wie soll ich sagen, offensichtlichen Einschränkungen geführt. Aber tödlich ist so etwas nicht. Also nicht mehr nach so langer Zeit. Ausgeschlossen.«

Der Polizist nickt wieder und geht dann um den Tisch herum bis zum Kopf der Leiche. Der gesamte hintere Bereich des Schädels ist dunkelbraun von verschorftem Blut.

»Dann sollten wir uns wohl auf diesen Teil konzentrieren?«

»Ja. Sicherlich«, sagt Hogert, nun wieder ganz im routinierten Ton des Rechtsmediziners. »Das Trauma ist offensichtlich durch einen Sturz entstanden, die Schädeldecke ist, ich drücke das mal ganz salopp aus, beim Aufprall aufgeplatzt. Die Person ist, das ergibt sich ja auch aus der Auffindesituation am Tatort, rückwärts gefallen.«

Fallner zückt sein iPhone. »Darf ich Fotos machen?«

»Nur zu! Sie sind der Ermittler.«

Der Polizist macht einige Aufnahmen, steckt das Telefon wieder ein und fragt: »Gibt es noch andere Wunden am Körper?« Er fasst sich kurz ans Kinn und fährt dann fort: »Worauf ich hinauswill – gibt es Anzeichen dafür, dass die Person versucht hat, den Sturz abzufangen?«

»Ich verstehe. Und ja: Es gibt tatsächlich einige leichte Abschürfungen.« Hogert geht auf die linke Seite des Tisches, hebt das Tuch und dreht den Ellbogen der Leiche nach oben. »Sehen Sie, hier. Und das finden wir, fast gespiegelt, auch auf der anderen Seite. Aber, um Ihre eigentliche Frage zu beantworten: Nein. Es sieht nicht so aus, als habe es einen bewussten Versuch gegeben, den Sturz zu verhindern, was bei dieser langen Fallstrecke ungewöhnlich ist. Nur Reflexe.«

»Also war die Person überrascht?«

»Davon gehe ich aus.«

Der Polizist legt seine Hand an den Bart und massiert wie-

der sein Kinn. »Gibt es Anzeichen für ein Gerangel oder irgendeine körperliche Auseinandersetzung?«

Der Rechtsmediziner wiegt den Kopf. »Also, einen richtigen Kampf hat es mit Sicherheit nicht gegeben. Aber im oberen Brustbereich gibt es ein kleines Hämatom, das könnte auf einen Stoß hinweisen, jedenfalls mit etwas Fantasie.«

»Kann ich es sehen?«

»Sicher.« Der Arzt zieht das Tuch nun wieder bis zum Bauchnabelbereich herunter. Fallner tritt an den Tisch und blickt auf die rechte Seite.

»Nein«, sagt Hogert. »Auf der anderen Seite. Sehen Sie – hier ...«

»Ich kann nichts erkennen.«

»Nein, das hatte ich mir gedacht. Es war ohnehin kaum zu sehen und jetzt gar nicht mehr. Wenn es eine Berührung gegeben hat, war sie eher sehr zart.«

»Ein Flügelschlag.«

»Genau. Ein Flügelschlag. Sie sagen es.«

# Erster Teil



# Frühling

Die frühen Sonnenstrahlen hatten schon die wärmende Kraft, die Felix Licht so lange vermisst hatte. Sie saugten die Feuchtigkeit des Morgentaus aus der Erde, dem Laub, dem Moos, leichter Dunst stieg in die Höhe. Der Waldweg war bereits so trocken, dass der Hund, wie immer, wenn er gerade von der Leine gelassen worden war und ungestüm in Richtung neuer Abenteuer rannte, feinen Sand aufwirbelte.

Ein Schwan, der im Unterholz beim Ufer nach einem Platz für den Nestbau suchte, wurde aufgescheucht und floh mit weitem Flügelschlag an das Ufer des Baches, der hier fast breit wie ein See war. Diese unerwartete Bewegung erschreckte die Kolonie von schwarzen Kormoranen, die sich empört in die Luft erhoben und mit kehligem Geschrei zu einem anderen Ort flogen. Der Hund schaute ihnen hinterher, überrascht von der Kettenreaktion, die er ausgelöst hatte. Dann trabte er weiter und blieb schließlich an einer Wurzel stehen, um daran erst zu schnuppern und sich dann zu reiben. Alles kam wieder zur Ruhe, der Gesang der Vögel im Unterholz setzte wieder ein. Das monotone Surren der ersten Insektenschwärme war zu hören, sehr früh in diesem Jahr.

So ging Felix weiter die gewohnte Runde, die sie jeden Morgen nahmen, seit der Hund bei ihnen war. Das Tier, es hieß Jerry, lief nach einem kurzen Befehl an seiner Seite. Das war ein großer Erfolg, sie hatten den ganzen Winter über trainiert, und es war schwieriger gewesen, als er und Sarah es sich vorgestellt hatten. Der Hund war jung, er verstand nicht, was man von ihm verlangte. Er wollte nicht folgen, sondern rennen, to-

ben, spielen, schnuppern, sich kratzen, im Dung der Wildschweine wälzen oder in einem verwesenden Fisch. Für Jerry hätte jeder Spaziergang Stunden dauern können, und alles, was den Hund ablenkte, war ihm willkommen. Er lebte ganz im Moment, in dieser Welt voller Gerüche und Geräusche, in der es alles zu erkunden galt: die Käfer, die Äste, die Hinterlassenschaften anderer Tiere, ihre Kadaver; der Hund musste alle Böschungen hinaufrennen und dann gleich wieder hinab, er strotzte vor ungezügelter Energie. Seine nadelspitzen Zähne bissen sich in allem fest, er zerrte und zurrte, oft raste er zwischen den Bäumen umher und kam dann japsend zurück zu Felix. Manchmal musste er Jerry nach Hause tragen, so erschöpft war das Tier. Aber es war ja erst fünf Monate alt.

Die Spaziergänge am frühen Morgen und das Training mit Jerry, so hatte Sarah gedacht, würden Felix guttun und ihn ablenken. Er dachte zu viel nach und immer nur über die falschen Dinge, nämlich die, die in der Zukunft lagen. Er brauchte mehr Gegenwart. Bei einem Züchter hatten sie sich die Welpen präsentieren lassen und sich für den entschieden, der ihnen als Erster des Wurfes entgegentrottete und zögerlich an Sarahs Hand leckte. Auf der Rückfahrt suchten sie nach einem Namen und konnten sich nicht einigen. Felix wollte, dass der Hund bis auf Weiteres einfach Hund heißen würde. Sarah wusste, dass sich das dann niemals mehr ändern würde. Schließlich entschied Emilia für sie: »Er heißt Jerry.«

Erst seit ein paar Tagen gehorchte der Hund. Befahl Felix »Bleib!«, blieb Jerry auf der Stelle stehen, rief er »Komm!«, kam der Hund, jede Tätigkeit unterbrechend, aus dem Unterholz geschossen; und wenn Felix »Fuß!« flüsterte, ließ Jerry sich zurückfallen und ging an seiner Seite. Heute lief es besonders gut. Denn für Felix bedeutete der Gehorsam des Hundes,

dass er die Zeit, die sie unterwegs waren, nicht mehr damit verbringen musste, auf das Tier aufzupassen. Er hatte diese Stunde nun für sich, ungestörte, unberührte Zeit, in der er ganz den Gedanken nachhängen konnte, die ihn wirklich beschäftigten: wie es weitergehen würde mit ihm und dem Magazin und seiner Karriere. In den Wochen, in denen er mit Jerry trainiert hatte, ihn zurechtwies und lobte, ihm einen Leckerbissen zuwarf, wenn er sich gut betragen hatte, hatte er das Tier nie aus den Augen lassen können. Der Wald erstreckte sich weit, auf der Seite in Richtung des Dorfes gab es eine viel befahrene Straße, und in den Senken zwischen den Hügeln lagen die Sauen, die selbst großen Hunden nachjagten und schon einige zur Strecke gebracht hatten.

Doch nun hatten sich Herr und Hund arrangiert, sie konnten sich aufeinander verlassen, und das bedeutete mehr Freiheit für beide. Der Welppe erledigte seine Hundedinge und Felix sein Nachdenken. Das war vor allem heute ein Geschenk, denn die E-Mail aus Bergs Büro war am Abend vorher gekommen, ohne Text, sondern nur mit Einladung zu einem Gespräch. Am nächsten Tag um 17 Uhr wollte Berg ihn sehen. Es konnte sich nur um den Termin handeln, auf den er nun schon seit Wochen wartete: seine Berufung durch Berg zum Chefredakteur des Magazins. Richard Leck, der jetzige Chef, hatte sich mit seinem Kommentar über die Ministerin endgültig ins Aus befördert. Die perfekte Gelegenheit, seine Ära zu beenden und das, was Berg und Felix planten, umzusetzen.

Felix war mittlerweile im Wald oberhalb des Wassers angekommen, wo es noch ein oder zwei Grad wärmer war, weil dort kein Wind ging. Jerry stromerte herum, man konnte seine Position daran erkennen, wo die Äste der niedrigen Büsche zitterten. Auf der großen Lichtung setzte sich Felix auf die verwitterte Bank, von der aus er einen weiten Blick über die Niederung hatte, die wie ein matter Spiegel unter ihm lag. Ein Ru-

derer zog zügig seine Bahn durch das Wasser, der Schwan von vorhin wurde zum zweiten Mal gestört, schwamm aber nur im letzten Moment gelangweilt ein paar Meter von dem Boot weg. Felix nahm das alles wahr, aber in seinem Kopf rasten Wortfetzen und Bilder von dem, was bald geschehen würde, wie ein wilder Videoclip durcheinander. Jedes einzelne Bild vor dem inneren Auge – das Treffen, bei dem seine Beförderung verkündet werden würde, die Berichte darüber in den Medien, die erste Konferenz, die er leiten würde, die Maßnahmen, die er ergreifen und als die Befreiung des Magazins beschreiben würde, die Party mit den Getreuen am Abend – war zu süß, als dass er sich erlaubte, es sich in allen Details auszumalen. Das war so, wie er sich als Kind verboten hatte, sich das Spielen mit den zu erwartenden Weihnachtsgeschenken vorzustellen. Die Vorfreude war immer gewaltiger als das, was schließlich geschehen würde. Hier, auf der Lichtung, war er ganz bei sich und in seiner grandiosen Zukunft, ganz leicht war alles, noch ohne Verantwortung. Diese Momente waren seine Stunden des Triumphes, auf den er sein ganzes Leben lang hingearbeitet hatte. So saß Felix Licht da, lange, bis ihm klar war, dass es nun weitergehen und Wirklichkeit werden musste. Er sah auf die Uhr. Es war höchste Zeit. Er musste Emilia zur Schule bringen und in gut eineinhalb Stunden im Büro sein. Felix rief Jerry, der sofort kam. Alles war perfekt. Es war der erste warme Tag, und Felix wusste, dass der Winter endlich zu Ende war.

Von der Küche aus sah Sarah ihren Mann vom Wald hinauf durch die hintere Gartenpforte kommen. Er trug einen grauen Hoodie und die alte Jogginghose, wie immer, wenn er morgens auf die Runde mit dem Hund ging. Das dünne Haar unfrisiert, unter der alten Mütze, auf der »Alcatraz« stand, die sie auf dem Felsen vor San Francisco gekauft hatten. Felix hatte

das sehr witzig gefunden, Sarah weniger. Später würde er im Anzug vor ihr stehen, mit gegeltem Scheitel. Auch an diesem Morgen wünschte sich Sarah, dass er einfach so bleiben und den ganzen Tag bei ihr sein könnte, ihretwegen auch mit der dummen Mütze. Neben Felix lief Jerry, und Sarah sah zufrieden, dass sich ihr Mann zu dem Tier hinunterbeugte und ihm über den Kopf streichelte. Oben lärmte Emilia. So hatte sich Sarah ihr Leben vorgestellt. Sie steckte eine Kapsel in die Kaffeemaschine, drückte den Knopf, das Gerät begann laut zu gurgeln, und schließlich ergoss sich der Kaffee in einem cremigen Strahl in die Tasse.

»Und? Wie lief es?«

»Gut, wirklich gut.«

»Super«, sagte Sarah und reichte Felix seine Tasse. Er nahm einen Schluck, dann noch einen zweiten und stellte das Getränk auf die Anrichte. »Der Hund gehorcht jetzt immer besser. Er läuft jetzt bei Fuß. Kommt, wenn man ihn ruft.« Felix ging zu einem der Schränke, holte einen Hundekeks hervor, stellt sich vor Jerry und hob den Zeigefinger. »Fein gemacht«, sagte er, warf den Leckerbissen in die Luft, wo der Hund ihn aufschnappte. Er wusste, dass Sarah solche Dinge mochte.

»Nicht der Hund wird immer besser. Der Hund ist nur so gut, wie ihr als Team seid.«

Felix nickte, aber Sarah merkte, dass er nicht länger über das Tier sprechen wollte. Oft hatte sie gedacht, dass ihr Manöver, den Hund als Entschleunigungstherapie für Felix anzuschaffen, zu offensichtlich gewesen war.

»Ich muss mich beeilen, duschen«, sagte Felix und hatte sich schon das Sweatshirt über den Kopf gestreift. Darunter trug er noch das T-Shirt, in dem er geschlafen hatte. Sarah sah seinen Bauch und, als er die Treppe hinaufstieg, die Haare auf seinem Rücken. Sie waren seit zwanzig Jahren verheiratet, und sie kannte ihn noch anders. Schlank, fit, faltenlos. Ob er wohl

wusste, wie er nun aussah, mit achtundvierzig Jahren? Und, schmerzhafter: Bekam er eigentlich mit, wie sie, Sarah, aussah, mit über vierzig, nach der Schwangerschaft, nach der Geburt, nach all den Jahren? Sie sprachen nie über solche Sachen.

Sarah hörte, wie Felix oben die Dusche anstellte, und gab Jerry sein Futter, der hastig zu fressen begann. Dann bereitete sie das Schulfrühstück für Emilia zu. Ein paar Stücke Obst, ein Brot mit Mortadella, das war zurzeit ihr Lieblingsessen. Sie legte beides in eine kleine Metalldose, dazu noch einen Babybel, füllte die Flasche mit Tee. Das gehörte zu ihrer Morgenroutine, genauso wie der Blick auf die Uhr. Sie rief nach ihrer Tochter, und Emilia erschien, ein Hip-Hop-Stück aus dem Radio, schräg und falsch nachsingend.

»Hi, Mom«, sagte das Mädchen, wer wusste schon, aus welcher amerikanischen Fernsehserie sie diese Begrüßung hatte. Emilia schwang sich auf einen der Barhocker in der Küche, mit einer lässigen Bewegung, die noch nicht zu ihrem Alter passte. Sie trug eine abgeschnittene Jeans und ein graues Minnie-Maus-T-Shirt, das sie im vergangenen Jahr in Disneyland gekauft hatten.

»Das ist zu kalt, Emmi«, sagte Sarah, der die teenagerhafte Kombination nicht gefiel.

»Ich finde es super so«, antwortete Emilia, mit einer Stimme, die sich für ihre Mutter deutlich zu erwachsen anhörte.

»Es ist noch nicht Sommer. Zieh dir eine lange Hose an. Und ein Sweatshirt. Du frierst und bekommst eine Erkältung.«

»O-kay«, sagte Emilia, wobei es das Wort in einer Art dehnte, die klarmachte, dass das Kind nur einen Streit vermeiden wollte.

Als sie aus ihrem Zimmer zurückkam, nun in Jeans und einem *Gap*-Hoodie, stellte Sarah ihrer Tochter einen Joghurt mit Knickecke voller Schokoladenkugeln auf die Küchentheke. Das war ihr Friedensangebot, denn natürlich war das kein

richtiges Frühstück. Emilia begann zu essen und nahm ihren Gesang wieder auf.

»Fakjuhpitch, eigonna fukjuhpitch.«

Sarah holte eine Bürste, stellte sich hinter ihre Tochter und kämmte das schwarze Haar, ein fast aussichtsloser Kampf gegen die widerspenstigen Locken. Immer wieder zuckte das Kind, ein Signal für Sarah, sachter vorzugehen, Strähne für Strähne.

Sarah genoss es, so nah bei ihrer Tochter zu sein. Einen Moment überlegte sie, sich hinunter zu dem Mädchen zu beugen und mit der Nase nach dieser Stelle am Hinterkopf zu suchen, an der Emilia als Baby diesen wunderbaren Geruch hatte, säuerlich, wie nach frisch gebackenem Brot. Doch nun war sie zehn und Sarah sich nicht mehr sicher, ob dieser Duft überhaupt noch da war, und überzeugt, dass ihre Tochter das nicht mögen würde. So kämmte sie weiter, während Emilia aß und vor sich hin sang. Sarah blickte durch das Fenster in den Garten. Der Flieder, den sie im vergangenen Jahr gepflanzt hatte, würde bald aufblühen. Die Knospen hingen fest und dick, strotzten vor Kraft. Dieser Moment war Glück, so gut, wie man es haben konnte.

Felix kam die Treppe herunter, den Gesang seiner Tochter aufnehmend, schräg, aber laut und fröhlich. Er trug einen hellblauen Leinenanzug und ein schwarzes Hemd. Keine Krawatte. »Du siehst super aus mit deinen Männersachen«, rief Emilia, sprang von ihrem Sitz und umarmte den Vater. »Vielleicht etwas zu sommerlich«, sagte Sarah. »Es ist April, Felix. Leinen trägt man in der Hitze.«

»Ach, mir ist jetzt einfach nach Sommer«, sagte Felix grinzend. Da ist etwas, dachte Sarah. Als Emilia aufgesprungen und in ihr Zimmer gerannt war, um ihren Rucksack für die Schule zu holen, fragte Sarah nach.

»Was ist denn?«

Felix schauspielerte Überraschung und hob die Arme zu einer abwehrenden Geste. »Ich weiß nicht, was du meinst.«

»Es ist dieses Lächeln«, sagte Sarah. »Da ist doch was.«

Felix gab seinen Widerstand auf, Geheimnisse zu bewahren, war nicht seine Stärke. »Ich habe heute einen Termin.«

Sarah reagierte nicht.

»Mit Berg.«

Er beobachtete seine Frau genau. Sie ging zur Kaffeemaschine, drückte wieder ein paar Knöpfe. Dann zog sie die Tasse aus der Halterung und trank einen ruhigen Schluck. »Du hast in den letzten Monaten ständig Termine mit ihm gehabt. Morgens, mittags, abends, spätabends.« Sie legte den Kopf schräg, das war ihre Art zu sagen, wie sehr sie das gestört hatte.

Felix erkannte, dass Sarah sehr wohl wusste, worum es bei diesem Termin ging. Sie wollte ihm nur vorher noch ein schlechtes Gewissen machen. Immer musste sie das tun, das war ihre Taktik, um für alle folgenden Gespräche eine bessere Ausgangslage zu haben. Er ließ sich seinen Ärger nie anmerken. Ganz besonders heute nicht. Felix ging auf seine Frau zu, nahm sie in den Arm und flüsterte ihr ins Ohr: »Nicht einer von diesen Terminen, Sarah. Es ist *der* Termin, der wichtige. Heute schon.«

»Und du bist dir ganz sicher?«, fragte Sarah. Einerseits, weil sie hoffte, dass Felix sich irren würde. Andererseits, um ihn zu beschützen. Sie wusste, wie er sich fühlen würde, wenn Berg nur irgendwelchen Routinekram mit ihm besprechen wollte. Sie warteten seit so langer Zeit auf diesen Termin: sie mit Sorge, er mit Ungeduld.

»Es kann doch gar nichts anderes sein. Nein, Sarah, heute ist es so weit. Keine Frage. Der Zeitpunkt ist perfekt, endlich. Richard ist angezählt, sein Text über die Ministerin und die Aktivisten war lächerlich. Alle wissen das. So wollen wir das

Magazin nicht mehr. Darüber haben wir die ganzen vergangenen Monate gesprochen. Wir müssen anders werden. Nicht so verbissen. Das geht mit Richard nicht mehr.

»Er ist dein Freund.«

Das stimmte. Richard Leck war sein Förderer gewesen, viele Jahre lang. Er hatte ihn zum Magazin nach Berlin geholt, als er es in Leipzig nicht mehr ausgehalten hatte, ihn zu seinem Stellvertreter gemacht, ein gewaltiger Karrieresprung. »Natürlich ist er mein Freund, und ich verdanke ihm eine Menge.« Er sah Sarahs Blick und wusste, dass er sie nicht überzeugen konnte. Sie mochte Richard und seine Frau, Amelie, früher waren sie oft zusammen ausgegangen. Doch seit die Lights nach Fischbach gezogen waren, hatten sie sich kaum noch gesehen. Doch für Sarah war alles noch so wie damals, als sie auch noch beim Magazin gearbeitet hatte. In den Zeiten, bevor Richard sich so verändert hatte, immer radikaler und gestriger geworden war. Das alles hatte Sarah nicht mehr mitbekommen.

»Aber es hat sich eben vieles geändert, Sarah. So wie zu deiner Zeit ist es nicht mehr. Würdest du jetzt ins Büro kommen, wäre da kaum noch jemand, den du kennst.«

»Aber Richard eben schon.«

Diese Art von Diskussion führte zu nichts. Es war sein Tag. Wenn nicht heute, wann sonst sollte seine Frau an seiner Seite sein und sich für ihn freuen? Ihn bewundern? »Jetzt geht es nicht um Richard, sondern um mich. Heute macht mich Berg zum Chefredakteur, zu einem der mächtigsten Journalisten des Landes. Zu einem Mann, der etwas bewegen kann. Der es besser machen kann. Der seine Vorstellungen umsetzt.«

Er war lauter geworden, als er es beabsichtigt hatte. Er gestikuliert. Sie war ungerecht.

»Du solltest stolz auf mich sein, Sarah.«

Was er sagte, stimmte. Noch vor ein paar Jahren war das, was nun zu passieren schien, ihr gemeinsames Ziel gewesen.

Der Umzug, das Haus, dieses viel zu teure Haus, die Privatschule. Das war immer mit dem Hintergedanken angegangen worden, dass Felix eines Tages Richards Nachfolger werden würde. Sarah dachte: Aber so?

»Warum kannst du nicht abwarten, bis er von selbst geht? Es kann nicht mehr lange dauern, wie alt ist er, zwei- oder dreiundsechzig? Er könnte weiterschreiben, er würde dich unterstützen. Ihr könntet ein starkes Team sein.« Und, leiser: »Auch gegen Berg.«

»Wieso gegen Berg? Ausgerechnet gegen Berg? Er ist der, der auf mich setzt. Er ist der, der genau das will, was ich auch will. Wir beide sind das Team, nicht Richard und ich. Schon lange nicht mehr.« Felix sah Sarah wütend an. Was wusste sie schon? Wenn er abends über die Arbeit sprechen wollte, langweilte sie ihn mit Geschichten aus der Nachbarschaft.

»Du magst Berg nicht, du mochtest ihn von Anfang an nicht.«

»Na ja. Es ist eher so, dass ich ihm nicht traue.«

»Und warum traust du ihm nicht? Du kennst ihn kaum. Ihr habt euch zweimal gesehen und nicht mal drei Sätze gewechselt.«

»Es ist nur, weil er ...«

»Weil er aus dem Osten kommt? Weil er früher diese Sachen verkauft hat? Weil er nicht deinem Bild von einem Verleger entspricht, deiner Vorstellung von einem feinen, ehrbaren hanseatischen Kaufmann, wie Turm einer war?«

Sie mochte Berg tatsächlich nicht. Sein Auftreten, raumgreifend und beifallheischend, die schweren Ringe an seinen Händen, die langen weißen Haare. Diese einstudiert flüsternde Stimme, kaum zu verstehen, von der er wohl dachte, dass sie ein interessanter Kontrast zu seiner Erscheinung war. Das erste Mal hatten sie sich bei dem Empfang gesehen, als sich der neue Eigentümer des Magazins den Mitarbeitern vorgestellt hatte, kurz nachdem er den Verlag gekauft hatte. Sie standen

bei Richard und Amelie Leck, Berg kam auf sie zu, er begrüßte die Männer mit Schulterschlag, doch nahm die Frauen kaum wahr. »Das ist meine Frau, Sarah, Herr Berg. Sie war früher auch beim Magazin«, hatte Felix sie vorgestellt. Berg hatte sie einen Moment angesehen, mit einem Anflug von Lächeln. »Gestern ist gestern. Mein Blick geht in die Zukunft. Und glauben Sie mir, ich weiß, wovon ich spreche.« Sie hatte das als unverschämte und als Herabsetzung empfunden, Felix nicht. Er meinte, dass Berg Sarah zu verstehen gegeben habe, dass er ein Mann mit Visionen sei, auf seine, gut, etwas verstellte Art. Darüber hatten sie damals fast die ganze Nacht gestritten. Denn Felix war fasziniert von Berg, vom ersten Augenblick an, und diese Begeisterung schien auf Gegenseitigkeit zu beruhen. Schon bald wurde Felix der engste Vertraute des neuen Eigentümers. Der Kronprinz.

Sarah blickte Felix an. Die braunen Haare waren jetzt schon wieder in Unordnung, weil er sich ständig mit den Händen durch den Schopf gestrichen hatte. Felix, dachte Sarah, hat sich im Herzen nicht verändert in all den Jahren. Er ist immer noch der, den sie kennengelernt hatte, ein aufbrausender, kluger, ehrlicher, junger Mann. Glühend sowohl in Ablehnung als auch Zuneigung. Schnell verliebt und dann nibelungentreu. Nun sollte er endlich die Stufe nehmen, den Schritt machen, auf den er so lange gewartet hatte. So war es ja, dachte Sarah. Der Prinz muss eines Tages den König beerben, das ist seine Berufung. Wenn er es nicht wird, ist es ein grausames Schicksal. Und natürlich war jetzt der richtige Zeitpunkt. Wer weiß, wie lange Richard sich noch an seinen Thron klammern würde?

»Komm her«, sagte Sarah und küsste Felix auf die Stirn. In der Umarmung fühlte er ihre Wärme, er roch Sarah, diesen vertrauten Duft, und wusste, dass der Streit vorbei war.

»Natürlich freue ich mich für dich«, sagte sie. »Wenn es einer verdient hat, dann du, wirklich. Und du bist dir sicher, dass es heute tatsächlich passiert?«

»Absolut.«

»Dann viel Glück. Ruf mich gleich an, wenn du was weißt.«

»Selbstverständlich.«

»Ich drücke dir die Daumen.«

Noch einmal umarmten sie sich, doch dann hörten sie das übertrieben gespielte, lange Verzweiflungsstöhnen ihrer Tochter.

»Seid ihr auch mal fertig? Dann kannst du mich ja zur Schule bringen, Papa.«

Felix sah auf die Uhr. Sie waren spät dran, für die Schule, vor allem aber für das Büro. Er musste sich beeilen, um so zeitig in der Redaktion zu sein, dass er vor der ersten Konferenz wenigstens die wichtigsten Blätter überfliegen konnte. Emilia zur Schule zu bringen, war Teil seiner Morgenroutine. Bald, wenn er das Magazin leiten würde, wäre es damit vorbei. Er hatte sich vorgenommen, immer als Erster im Büro zu sein und immer am längsten zu bleiben.

Die Schule lag ein paar Kilometer stadtauswärts. Felix, normalerweise kein schneller Fahrer, gab Gas. Emilia, die noch kein Zeitgefühl hatte, kommentierte auf dem Rücksitz die Radionachrichten. Als es um den Krieg ging, bat sie ihren Vater, Musik einzuschalten.

»Das geht nicht, Emmi. Es ist acht. Jetzt laufen überall Nachrichten.«

»Auf allen Sendern?«

»Ja. Überall.«

»Dann mach doch was von deinem Handy an. Von mir aus auch deine Musik.«

An jedem anderen Morgen hätte Felix das nur zu gerne ge-

macht. Seit Emilia kein Baby mehr war, versuchte er, in ihr die Begeisterung für die Musik, die er mochte, zu wecken. Doch heute war es ihm zu kompliziert, das iPhone mit dem Auto zu verbinden und nach einem passenden Stück zu suchen. »Ist mir jetzt zu stressig, Emmi, tut mir leid.«

Felix bog nach rechts ab, in eine lange und schmale Wohnstraße. Rechts parkten die Autos der Anwohner, was die Fahrbahn noch enger machte. Mindestens dreimal auf dieser Strecke musste er in eine Einfahrt oder eine der seltenen Parklücken fahren, um den Gegenverkehr durchzulassen. Die Kunst bestand darin, die am anderen Ende in die Straße einbiegenden Fahrzeuge früh zu erspähen, ihre Geschwindigkeit einzuschätzen und gleichzeitig nach einer geeigneten Ausweichmöglichkeit zu suchen.

»Was gibt es heute Abend zu essen?«, fragte Emilia, während Felix auf einen Fiat Panda wartete, der zügig an ihm vorbeifuhr und kurz zum Dank lichthupte.

»Ich weiß es nicht, Emmi. Ich habe nicht mit Mami darüber gesprochen.«

»Was hättest du denn gerne?«

Felix' gute Laune vom Morgen war verflogen und Nervosität gewichen. Erst der Streit mit Sarah, jetzt das Geplapper seiner Tochter, die Herumkurverei, die Zeit. Er hätte die Fahrt lieber genutzt, sich seiner Vorfreude zu widmen – und seinen Sorgen, die nun, so kurz vor dem Ziel, ebenfalls greifbarer wurden. Nicht alle Kollegen würden begeistert sein, viele waren auch in der Ministerinnensache ganz auf Richards Linie. Aber bestimmt genauso viele wollten den Neuanfang. Das Magazin war zu hart geworden, zu unerbittlich. Es verherrlichte ein Gestern, von dem man sich schon lange hätte lösen müssen. Das Heft, so hatte es die Gründungsverlegerin immer gesagt, muss heute das schreiben, was die Leute morgen denken. Und Richard war diesem Grundsatz lange nachgekommen. Doch

dann war er stehen geblieben. Er war zum erbitterten Verteidiger der Vergangenheit geworden, während die Welt um ihn herum sich verändert hatte.

»Also, was würdest du heute Abend gerne essen?«, fragte Emilia erneut aus dem Fond.

»Ich weiß es nicht. Es ist mir egal. Ganz egal.«

Er hatte die Straße ungefähr zu Hälfte durchfahren. Vor ihm bog jetzt ein mächtiger SUV ein, vielleicht ein Audi, vielleicht ein Volvo. Schon aus der Ferne erkannte Felix, dass eine Fahrerinnen am Steuer saß, eine Frau mit rüpelkurzen und strohblonden Haaren.

»Vielleicht Sushi«, sagte Emilia. »Wir haben so lange kein Sushi mehr gegessen.«

»Ja. Sushi. Gute Idee. Von mir aus. Gerne.«

Die Moderatorin im Radio sagte die Zeit durch, sechs Minuten nach acht. Es war viel zu spät. Für die Schule, für das Büro. In gut zwanzig Metern sah er eine Lücke, in der er die Frau passieren lassen könnte. Er gab Gas.

»Sushi ist super, Papa. Kannst du bitte Mami anrufen und ihr sagen, dass wir heute Sushi essen?«

Felix schüttelte den Kopf, nicht als Antwort an seine Tochter, sondern weil die SUV-Fahrerin schneller näher kam, als er kalkuliert hatte. Er blendete auf, um ihr zu signalisieren, dass sie warten möge, bis er in die Einfahrt auf der rechten Seite, die nun ganz nah war, gefahren wäre. Doch statt langsamer zu werden, gab die Frau Gas.

»Rufst du jetzt an? Bitte!«

Nun standen die beiden Autos, der SUV – es war tatsächlich ein Volvo – und Felix' BMW direkt voreinander. Einer würde zurückfahren müssen. Das könnte nur die Frau sein, dachte Felix. Nur ein paar Meter, dann würde er einbiegen und sie durchlassen können. Er gestikulierte, deutete ihr an, dass sie zurücksetzen solle. Stattdessen verschränkte sie die Arme vor

der Brust. Felix sah in den Rückspiegel. Von hinten kam ein weiteres Auto. Selbst wenn er gewollt hätte, war sein Weg nach hinten versperrt. Noch einmal, diesmal wütender, stieß er die Hände in Richtung Windschutzscheibe. Die Frau in dem Volvo schaltete den Motor aus, und die Lichter des Wagens erloschen.

Emilia wusste, dass sie jetzt keinen Fehler machen durfte. Sonst würde es abends garantiert kein Sushi geben. Ihr Vater war wütend, er schimpfte laut auf die Frau in dem anderen Auto. Warum er so sauer war, wusste sie nicht. Sie kannte die Fahrerin nicht, aber den Jungen, der auf dem Beifahrersitz saß. Er hieß Thorben, war schon zwölf und ging seit dem letzten Sommer auf eine andere Schule. Dann sah sie, wie ihr Vater den Gurt löste und ausstieg. Er ging auf das andere Auto zu, direkt auf die Fahrerseite. Die Erwachsenen stritten. Was gesagt wurde, konnte sie nicht verstehen. Hinter ihnen hupte ein Auto, was ihren Vater noch wütender zu machen schien. Dann fing die Frau an zu weinen.

Endlich kam ihr Vater zurück und stieg wieder ein. Ganz langsam fuhr das andere Auto nach hinten. Felix lenkte sein Auto nach rechts in eine Lücke, der Wagen der Frau ein Stück vor, und dann war der Weg frei.

»Geht doch!«, rief Emilias Vater. »Na, geht doch, um Himmels willen.«

Als sie an der Schule angekommen waren, schien ihr Vater schon alles vergessen zu haben. »Ich muss mich jetzt echt beeilen«, sagt er, drückte der Tochter einen schnellen Kuss auf den Mund und reichte ihr den Rucksack. Als sie die Rücklichter des Autos sah, dachte Emilia: Also doch Sushi heute Abend.

# Am Wasser

Christian Bergs gewaltiger Körper glitt mit einer Eleganz ins Wasser, die man dem Verleger an Land nicht zuge-  
traut hätte. Einen Schweif von Luftblasen hinter sich ziehend,  
tauchte er gut zehn Meter, ohne dabei einen Schwimmzug zu  
tun, einem Torpedo gleich. Das helle Sommerlicht brach sich  
im Wasser und bildete mit seinen schwarzen Tattoos auf der  
Haut bizarre Muster. Seine Haare, schulterlang, folgten seinem  
Schädel wie ein Schwarm silbriger Fische. Diese Sekunden wa-  
ren für Berg die besten seines Tages. Er war schwerelos und  
frei, da war keine Anstrengung, nur Leichtigkeit. Alles Ge-  
wicht und alle Last, die seines mächtigen Körpers und die sei-  
ner Verantwortung, waren irgendwo, weit fort.

Doch dieses Gefühl währte immer nur einige Sekunden.  
Wenn er noch einmal die Badeleiter des Hausbootes herauf-  
steigen und wieder in den See springen würde, wäre es nicht  
das Gleiche. Der Körper schon zu warm, zu adrenalingeladen  
von der ersten, schockartigen Berührung mit dem kalten Was-  
ser. Nur einmal am Tag erfuhr er diesen wunderbaren Luxus.  
Nichts auf der Welt könnte das ändern, und so begann Berg  
jeden einzelnen Tag schon mit dem Höhepunkt.

Als er die Augen öffnete, noch unter Wasser, sah er, dass  
sich der See bereits leicht grün färbte von den Algen. Er stieß  
durch die Oberfläche, warf den Kopf in den Nacken, das  
schlohweiße nasse Haar klatschte auf das Wasser. Dann mach-  
te er sich an sein Training. Eine Stunde umkreiste er sein Zu-  
hause in konzentrierten Kraulzügen. Das Hausboot war un-  
gewöhnlich groß, auf vier mächtigen Pontons erhob sich der

Aufbau über zwei Etagen um die große, umlaufende Terrasse. Im oberen Geschoss die Schlafzimmer und das Bad, darunter der große Salon, auf drei Seiten verglast, mit Kamin und einer Sitzzecke, in der schon zwanzig Gäste Platz gefunden hatten. Daneben die Küche, auch sie mit Blick über das Wasser. Charlotte, wie üblich nur im locker gebundenen Kimono, barfuß, bereitete das Frühstück. Berg sah seiner schönen Frau gerne zu auf seinen Runden. Sie aber schien ihn nicht zu bemerken oder ließ es sich nicht anmerken, vielleicht war es auch ein nie ausgemachtes und doch jeden Tag aufgeführtes Schauspiel.

Das Boot hatte er auf einer Werft am Ijsselmeer bauen lassen. Es war kein Wochenendboot so wie die, die freitagabends in einiger Entfernung ankerten und immer nur für ein oder zwei Nächte blieben. Berg und Charlotte lebten hier, seit sie nach Berlin gezogen waren, seit er den Verlag gekauft hatte, um ihr altes Leben endlich hinter sich zu lassen.

Es war ein langer Weg nach Berlin gewesen. Alle Reisen waren gemacht, alle Autos und Häuser gekauft und eingerichtet, alles, was es sich aus ihrer Sicht zu sammeln lohnte, zusammengetragen. Drei Jahre hatten sie in einem Rausch aus Luxus und Konsum gelebt, erst lebensgierig und dann immer unzufriedener. Seitdem das alte Unternehmen verkauft war, das ihnen Reichtum gebracht und gleichzeitig ihren Ruf ruiniert hatte, waren sie das verfluchte Runenlogo der Marke, die Berg gegründet und über deren Kunden er verzweifelt war, nie losgeworden. Wo sie auftauchten, waren sie die »Nazi-Bergs«, die Erfinder von »Heimthal«, jener Lieblingsmarke der Mörderbande des Nationalen Bundes und ihrer Anhängerschaft. Heimthal war das Erkennungszeichen der glatzköpfigen Horden geworden, die in Bergs ostdeutscher Heimat von »ausländerfreien Zonen«, »autonomen Gauen« und »völkischen

Kombinaten« faselten. Später dann, als Heimthal immer erfolgreicher wurde und die Grenzen des Sagbaren deutlich erweitert waren, trugen auch biedere Reichsbürger und die Prepper in den Vorstädten die von Bergs taiwanesischen Design-Brigaden entworfene Kleidung – neben Sweatshirts, T-Shirts und Cargohosen mit vielen Taschen und noch mehr Tarnflecken, auch safarianzugähnliche Kombinationen, eng geschnittene Hemden mit betont großen Brusttaschen und beigefarbene Westen. Als die Menschen begannen, spazieren zu gehen, um dem Staat ihren Widerwillen zu zeigen, wurde Heimthal die Uniform der Wütenden und Zornigen.

Alle Versuche Bergs misslangen, sich von dem, was er geschaffen hatte, zu distanzieren. Niemand glaubte ihm seine Geschichte: die des Kleinunternehmers, der, naiv und ohne jede politische Absicht, einen düsteren Zeitgeist getroffen hatte. Also hatten sie Heimthal an ein britisches Konsortium verkauft und – nun Milliardäre – ihre ziellose Odyssee um den Globus angetreten, in der es am Ende nur darum ging, das durch Heimthal verfluchte Geld zu verbrennen.

Eher Charlotte zuliebe, die in ihrem mühsam aufgebauten neuen Freundeskreis, einem Netzwerk von Feministinnen, wegen ihres Geldes beliebt, aber immer mit Distanz betrachtet wurde, gab er gelegentlich Interviews. Damit wollte er endlich aus der Ecke heraus, in die er als Schneider der Rechtsradikalen gedrängt worden war. Christian erklärte darin, dass er nicht politisch war, und wenn, dann eher ein Mann, dem die Linke näher war als die Rechte. Doch seine Gesprächspartner waren Journalisten, deren Meinung über ihn von vornherein in Granit gemeißelt war. Es war immer das gleiche Spiel, auch an diesem Tag vor gut einem Jahr. Er hatte sich mit dem Mann, der viel zu jung war, um die Nachwendezeit erlebt zu haben, in der Starbucks-Filiale im Leipziger Hauptbahnhof getroffen. Für den Journalisten praktisch wegen der Anreise aus Berlin,

für Berg praktisch als Schutz vor neugierigen Blicken, war das gigantisch überdimensionierte Café in dem gewaltigen Gebäude mit seinen weit auseinanderstehenden Tischen doch viel zu unübersichtlich.

Sie hatten kaum eine halbe Stunde geredet, es lief auch gar nicht schlecht, als drei junge Kerle in den Raum kamen, von der Hose bis zum Pullover in Heimthal gekleidet. Die gymnasiale Variante der Schlägerskins, dachte Berg, und beobachtete aus den Augenwinkeln, wie die Männer bestellten und dann am Tresen lümmelnd auf ihre Kaffees warteten. Es kam, wie es schon so oft gekommen war. Einer entdeckte ihn. Berg war mit den weißen Haaren und seiner Körpergröße auch kaum zu übersehen. Sofort stieß der Junge seine Kameraden an, zeigte in Bergs Richtung, dann waren sie zu ihm herübergegangen.

Am Tisch angekommen, redeten sie auf ihn ein und zeigten dabei auf die Rune auf ihren Pullovern. Vergeblich versuchte Berg ihnen klarzumachen, dass er das Geschäft vor Jahren verkauft hatte und nichts mehr damit zu tun haben wollte. Aber seine Fans ließen keine Ruhe und gingen erst, nachdem sie sich hinter ihn gestellt und ein schnelles Foto gemacht hatten, gegen das sich Berg nicht wehren konnte, ohne noch größere Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Der Reporter, der alles interessiert verfolgt hatte, machte seine Notizen. Dann hatte er gefragt: »Solche Situationen, sind die Ihnen eher unangenehm, oder machen sie Sie nicht doch ein wenig stolz?«

Berg war nicht einmal wütend. Er war nur resigniert. Und müde. »Wenn Sie alles schon wissen, warum fragen Sie mich dann überhaupt?«, hatte Berg den Reporter des Magazins gefragt. »Sie haben Ihre Meinung über mich, und am Ende ist es total egal, was ich erzähle. Meine Sätze, meine Gedanken sind für Sie doch nur Füllstoff für das, was Sie ohnehin über mich schreiben wollten.«

Der Journalist hatte so schnell geantwortet, dass es Berg so vorkam, als habe er diesen Vorwurf schon oft gehört. »Herr Berg, bei allem Verständnis. Die Fragen, die stelle hier ich. Und den Text schreibe ich und kein anderer. So sind nun einmal die Spielregeln.« Und dann, leise und eher zu sich: »Wenn Ihnen das nicht passt, können Sie den Laden ja kaufen ...«

Berg wusste selbst nicht mehr, wie und wann er auf den Gedanken gekommen war, mehr oder weniger schlichte Sportkleidung in Erdfarben mit einer ausgedachten Rune zu versehen und dem Ganzen den Fantasienamen Heimthal zu geben. Aber er erinnerte sich genau an sein Gefühl, als er wusste, dass die Idee nicht nur gut, sondern genial war. Und so hatte er sich in diesem Moment in Leipzig auch gefühlt.

»Wie meinen Sie das? Den Laden kaufen?«

Der Reporter war irritiert darüber gewesen, dass sein Gesprächspartner diese Gegenfrage stellte. Aber Christian Berg wirkte, wenn er etwas ernst meinte, sehr bestimmt. Und Berg meinte es ernst. »Den Laden kaufen. Sagen Sie schon.«

»Nun, ich weiß nicht, ob ich das sagen darf, aber, ja, es steht ja eigentlich überall, also alle reden drüber«, hatte der Reporter gestammelt. »Es ist kein Geheimnis. Turm will das Magazin verkaufen. Keine Rendite mehr. Der alte Glanz ist nicht mehr da.«

»Gut«, hatte Berg gesagt. »Dann werde ich das tun.«

»Was tun?«

Berg hatte ohne ein Lächeln erwidert: »Ich kaufe das Magazin.«

Als er nun tropfend auf das Deck stieg, stand Charlotte schon mit einem Handtuch bereit. Berg streifte das Tuch nur kurz über sein Gesicht und warf es dann auf einen der Liegestühle.

»Und, wie war es?«, fragte Charlotte.

»Der See wird schon warm«, sagte Berg, »zu warm.«

Charlotte lachte und schüttelte den Kopf. Dabei rutschten die beiden Seiten ihres Kimonos auseinander, Berg sah die blasse Narbe von der Operation, bei der das alte Tattoo mit der Rune entfernt worden war. Er trug seines noch, nicht aus Stolz, sondern aus Trotz. Heimthal war ein Teil seines Lebens, wenn auch der größte Fehler. Aber war es nicht gerade dann wichtig, die Erinnerung auf der Haut zu tragen?

»Es kickt nicht mehr«, sagte Berg. »Wenn die Luft wärmer ist als das Wasser, ist es etwas anderes. Dann ist es nur noch schwimmen.«

»Ist doch okay«, erwiderte Charlotte. Sie selbst konnte nicht schwimmen, es hatte Berg viel Überzeugungskraft gekostet, sie zu überreden, dass sie auf ein Boot ziehen würden. Aber so waren die Bergs. Bei dem, was dem einen wichtig war, nahm sich der andere gerne zurück.

Felix Licht parkte seinen Wagen im Bereich für die leitenden Mitarbeiter, gleich neben den Reporter-Parkplätzen, also dicht am Haus. Die Glasfassade des Verlags ragte auf einem Feld aus kleineren Bürobauten wie ein Obelisk in den Himmel. Vierzehn Stockwerke hoch, nach dem Krieg errichtet, auch als Demonstration von Macht und Einfluss, den die Gründungsverlegerin schnell erlangt hatte. Nicht durch eine breite Vielzahl an Publikationen, sondern durch eine einzige: *Das Magazin*. Bis zu dreieinhalb Millionen Exemplare wöchentlich zu den besten Zeiten, als sich niemand, der in Deutschland in einer Partei, einem Theaterhaus oder einem Unternehmen etwas zu sagen hatte, leisten konnte, das Magazin am Montag nicht als erste Lektüre auf dem Schreibtisch zu haben. Dann wurde – wie in der gesamten Branche – die Luft dünner. Das Magazin verlor an Auflage und an Bedeutung, Karlotta von Turm starb, ihr Sohn Leopold übernahm den Verlag, jedoch ohne große Lust und mit noch weniger Fortune. Es folgte eine Zeit von

Wechseln in Personal und Blatt-Politik. Die Chefredakteure kamen und gingen, einige zweimal, andere nur für wenige Monate. Bis schließlich Richard Leck das Ruder übernahm, der ein Team um sich scharte, auf das er sich verlassen konnte. Einer der Leute, die er in ganz Deutschland zusammengekauft hatte, war Felix, damals gerade Mitte dreißig. Ein Mann, der etwas wollte und konnte, von dem alle wussten, dass er es weit bringen würde, und der klug genug schien, geduldig zu warten, bis Platz für ihn gemacht werden würde.

Felix erinnerte sich an den Morgen, als er zum ersten Mal vor dem Haus gestanden hatte. Von seinen Anfängen bei der Lokalzeitung in Chemnitz – zwar aus dem Westen kommend, aber gierig danach, in der Nachwendezeit dort zu sein, wo sich das Schicksal eines Landes entschied – nach Berlin war es ein gewaltiger Schritt gewesen. Natürlich hatte Felix auf den Anruf von Leck oder irgendeines anderen gehofft, der ihn herausholen würde aus der ihm öde gewordenen sächsischen Provinz, in der es über nichts mehr zu berichten gab als über Jugendliche, die sich gegenseitig die Köpfe einschlugen. Wendeverlierer halt. Doch Träume sind etwas anderes als der Moment, in dem sie sich erfüllen. So stand er damals in Berlin, starrte die Glasverkleidung hinauf, die das Sonnenlicht schluckte und den an sich silbernen Turm wie eine mattschwarze Festung aussehen ließ, und verlor allen Mut. Wie laut, hatte Felix Licht gedacht, müsste man werden, um hier gehört zu werden? Hunderte Journalisten hinter den Fenstern; nichts war hier zu vergleichen mit der Regionalzeitung in Sachsen. Wenig interessierte ihn dort mehr, aber er genoss, was er sich erarbeitet hatte. Einen Titel – Mitglied der Chefredaktion – und damit Entscheidungsfreiheit. Beim Magazin nun, so hatte Richard es gesagt, müsste er natürlich zurückstecken, wieder als Reporter anfangen, sich neu beweisen. Erst mal. Felix hatte noch am gleichen Tag unterschrieben.

Jetzt, als er sich an diesen Tag erinnerte, fluteten die Glückshormone seinen Körper. Er hatte es geschafft, dieses Haus zu bezwingen. Er fühlte sich wie ein Alpinist, der im Schatten eines gewaltigen Berges aufgewachsen war und nun nach vielen Jahren und Aufstiegsversuchen nur noch wenige Meter bis zum Gipfel vor sich hatte, das Ziel fest im Blick. Er war viel zu nah dran, als dass er noch scheitern könnte.